

Einleitung.

Die „Geistliche Badenfahrt“ gehört gewiß nicht zu den wertvollsten Dichtungen Thomas Murners. Die Mängel der Komposition, die den meisten Werken des auf abgerundete künstlerische Leistungen wenig Bedachten anhafteten, machen sich trotz der alles in allem einfachen Anlage auch in der BF bemerkbar: aber für das, was Murners schriftstellerische Bedeutung ausmacht, seinen schlagfertigen Witz, seine treffende Satire, seinen drolligen Humor, ist hier kein Platz. Auch für die kernige, volkstümliche Ausdrucksweise bieten andere Dichtungen weit mehr. Die Geiler und anderen Vorbildern nachgebildete Allegorie läuft darauf hinaus, den Gedanken der Reinigung und Heilung des sündhaften Menschen in immer neuen Formen zu vertreten und die verschiedenen kirchlichen Gnadenmittel unter gezwungener Ausdeutung der Prozeduren in einem Heilbad, weiterhin auch verschiedener Arten von Bädern zu empfehlen: eine Reihe Predigten in Versen von leichtem Fluß, vorgetragen mit einer Lebhaftigkeit, die den Leser trotz der ständigen Wiederholung derselben Gedanken immerhin nie ganz ermüden läßt.

Eine stark äußerliche Auffassung des Kirchenbrauchs tritt uns an vielen Stellen der BF noch in voller Naivität entgegen. Daß soeben (1509) Desiderius Erasmus im „Enchridion militis christiani“ gegen die geist- und gemütlose Wiederholung geheiligter Bräuche als Aberglauben, als eine mit dem tiefsten Wesen des Christentums unverträgliche Magie, ein Stück Heidentum unmöglich verständlich Stellung genommen hatte, davon scheint Murner, der doch sonst seine humanistischen Anwandlungen hat, nicht das Geringste zu wissen, wenn er es nicht etwa absichtlich ignoriert. Gegen die uns blasphemisch berührende plumpe Vertraulichkeit mit Gott wurde schon von feinfühligeren Zeitgenossen Einspruch erhoben, wie das Murner in der Geuchmatt 5325 ff. selbst eingesteht:

— X —

Nun hab ich gmacht ein baden fart,
Dar vnn ich geistlichkeit nit spart:
Noch dennoch sy gescholten wardt,
Vnd ward von jnen drum verlaucht
Das ich gott zu eym bader macht.

Dennoch hat die BF auch ihr Sympathisches, und für die Kenntnis des merkwürdigen Mannes ist sie vielleicht die lehrreichste seiner Schriften. Sie zeigt Murner ausschließlich von seiner ernsten Seite, ehrlich bemüht, den Aufgaben seines seelsorgerischen Berufs, so gut er sie verstand, nachzukommen. Das letzte Kapitel aber schlägt Töne an, die noch heut zum Herzen sprechen: die Erinnerung an den Vater, die Verehrung für die Muttergottes, die für ihn so eng verknüpft ist mit der Erinnerung an die stolze Hauptstadt seiner geliebten elsässischen Heimat und ihre schöne Kathedrale, sie zeigen, welch einen wertvollen Schatz seines Herzens Treue und Pietät bildeten. Wer ihm an die Überlieferungen rührte, in denen er aufgewachsen war, die ihm Herzenssache waren, mit denen alle Sittlichkeit für ihn stand und fiel, der mußte — das begreifen wir wohl — diesen Mann zum Gegner und Feind gewinnen. „Keimt ein Glaube neu, wird oft Lieb und Treu, wie ein böses Unkraut, ausgerauft.“ In stürmischen Zeiten gewinnen selbst Äußerlichkeiten eine erhöhte Bedeutung.

Darin aber liegt die eigentümliche Tragik von Murners Geschick, daß er der aufklärerischen Bewegung jener Tage, wie sie für uns Erasmus am ausgeprägtesten vertritt, selber lebhaft verpflichtet war. Er war als Schriftsteller bemüht, gleich seinem Vorbild Sebastian Brant, den Menschen zu zeigen, daß sie eine Fülle von Torheiten abzulegen hätten, um zu einer den Ansprüchen des Verstandes genügenden Weltanschauung und Lebensführung zu gelangen. Wo aber war die Grenze zwischen überliefertem Irrtum und überliefelter Wahrheit, übler Gewöhnung und heiliger Sitte? Murner sollte sich sehr bald vor diese Frage gestellt sehen: die Antwort, die er gab, ist leicht begreiflich: Er ist, als der Kampf der Religionsparteien begann, zu einem der eifrigsten

Verteidiger der alten Kirche geworden und hat seine satirische Begabung in ihren Dienst gestellt, obwohl er Luthers eigentümliche Größe wenigstens ahnte. In der Polemik gegen den großen Reformator und seine nicht durchweg einwandfreien Anhänger hat er dann seine schriftstellerischen Fähigkeiten auf ihren Höhepunkt gebracht.

Aufbau des Werks.

Die BF umfaßt 35 oder mit Einschluß der von mir besonders gezählten Vorrede 36 Kapitel. Von diesen gibt sich das letzte, auf Straßburg bezugnehmende Kapitel *Der baderin danden* dem aufmerksamen Leser sofort als ein Nachtrag zu erkennen, der offenbar erst dem im Druck bereits abgeschlossenen Werk noch angefügt wurde. Die Angabe von Drucker, Druckort und Druckjahr, die sonst am Schluß eines Druckwerks zu stehen pflegt, findet sich in der einzigen bekannten, 1514 bei Grüninger in Straßburg gedruckten Ausgabe bereits am Ende des vorausgehenden Kapitels *Dem bader danden* auf der Vorderseite des Blattes P 2; ein Umen am Schluß des Kapitels macht hier den Abschluß des Werks noch deutlicher. Das nachträglich hinzugefügte neue Kapitel unterscheidet sich auch äußerlich schon dadurch von den anderen, daß es allein keine lateinischen Randglossen hat. Der beigegebene Holzschnitt, die heilige Anna darstellend, im Original von abweichendem Format ($9 \times 7\frac{1}{2}$ cm gegen $11\frac{1}{2} \times 7$ bei den übrigen)¹⁾ entstammt gewiß einem anderen Druckwerk. Das neue Kapitel dient der Füllung des durch Kapitel 34 angebrochenen die in der BF üblichen sechs Blätter (drei Doppelblätter) umfassenden Bogens P, von dem nur, wie das bei Schlußbogen nicht ungewöhnlich, die letzte, der Abnutzung ausgesetzte Seite unbedruckt geblieben ist.

¹⁾ In unserer Ausgabe mußte er aus technischen Gründen den übrigen angeglichen werden.

— XII —

Abgesehen von diesem Kapitel zerfällt die BF in zwei Teile, einen größeren, außer der Vorrede die Kap. 1—25 umfassenden, den ich auch als Hauptteil bezeichnen werde, und einen kleineren, Kap. 26—34. In jenem werden, wie schon angedeutet, die Prozeduren in einem öffentlichen Bad allegorisch ausgedeutet in diesem, eine Anzahl heilkräftiger Bäder aufgezählt. Die Worte auf Blatt £ 3 des Originaldruckes am Schluß von Kap. 25: *Hier nach volget von den natürlichen vnd meyen bedern, kündigen die Fortsetzung deutlich an.* Die Vorrede bezieht sich vornehmlich auf den ersten und Hauptteil, Kap. 34 aber schließt das Ganze ab.

Nun ist das Druckbild in dem Grüningerschen Druck der BF bei den einzelnen Kapiteln durchweg das gleiche: nämlich die Überschrift, vier Verse als Vorspruch und der Holzschnitt sind stets auf einer linken Seite angebracht, und der eigentliche Text des Kapitels beginnt dann rechts oben. In dem von Kap. 1—25 reichenden Hauptteil sind allerdings bei Kap. 2 *Wässerschöpffen* und Kap. 4 *Laugen machen* die Überschriften auf die rechte Seite gerutscht, ein typographisches Versehen, das unsere Ausgabe nicht mitgemacht hat. In der Fortsetzung (Kap. 26—34) sind die Überschriften bei Kap. 27, 28, 30 fortgeblieben und erst in unserer Ausgabe ergänzt. Die Fortlassung verrät eine gewisse Eilfertigkeit bei der Drucklegung. Auch ist die Druckeinrichtung der Fortsetzung unregelmäßiger als die des Hauptteils. In diesem beansprucht der eigentliche Text der Kapitel (ohne den Vorspruch) bei 66—70¹⁾, ausnahmsweise einmal 62²⁾ Versen, stets ziemlich genau 2½ Druckseiten; nur der Text des den Hauptteil abschließenden Kapitels *Wol leben*, von dem später noch die Rede sein wird, hat bei 120 Versen 4½ Druckseiten. Die Kapitel der Fortsetzung haben dagegen (immer ohne den Vorspruch) 63, 71, 72, 79, 66, 69, 82, 69, 115, 171 Verse. Während im Hauptteil die Anfänge der Druckbogen *B, C, D,*

¹⁾ Meist 67—69; 66 hat Kap. 21, 70 Verse Kap. 22.

²⁾ Kap. 12.

— XIII —

Ε, Σ, Ο, Η, Ι, Κ mit den inneren Kapitelanfängen von 1, 4, 7, 9, 12, 15, 17, 20, 23 zusammenfallen, beginnt in der Fortsetzung keines der Kapitel auf einem neuen Bogen.

Das Verhältnis der Holzschnitte zum Text ist in der Fortsetzung kein so enges wie beim Hauptteil. In dem Holzschnitt zu Kap. 30 erscheint zwar wieder Christus als Bader im selben Kostüm, mit derselben Gloriole und denselben Zügen wie früher, und auch der Mönch, der hier und in den Bildern zu Kap. 32 und 33 auftaucht, gleicht einigermaßen dem des ersten Teils. Aber namentlich die Bilder zu Kap. 26, 28, 31 zeigen bei gleichem Format auch eine etwas, freilich nicht stark, abweichende Manier. Man erhält bisweilen den Eindruck, als sei nicht, wie im ersten Teil, das Bild zum Text geschnitten, sondern — wie das ja auch sonst bei Murner gelegentlich der Fall ist — der Text erst zum Bilde gedichtet. Wenn bei Kap. 28 eine Frau vor einem Wirtshaus aus einem vierfachen Röhrenbrunnen ihre Wasserkrüge gefüllt hat, was hat das mit dem Bade im Göppinger Sauerbrunnen zu tun? Die Bilder zu Kap. 29 und Kap. 31 sind vermutlich vertauscht: die Mutter oder Magd, die das Wickelkind badet, würde besser das Kapitel *teglichen baden* illustrieren, und die Männer in einem künstlichen Teich neben den Röhrenbrunnen, einer Art Bauernbad, deuten besser auf das *natürlich baden* hin. Aber ein näheres Verhältnis zum Text läßt sich auf keine Weise gewinnen. Denn das *natürlich baden* wird auf Christi erlösendes Blut bezogen, und das *teglichen baden* soll darin bestehen, daß man *natürlich baden* läßt und sich nur ein wenig bespritzt.

Auffallen muß auch, daß von den Bogen der Fortsetzung nur Σ, Μ und wieder Ρ die in der BF regulären drei, Υ und Ο aber nur je zwei Doppelbogen umfassen¹⁾. Wurde das Manuskript zu dieser Kapitelreihe erst während der Drucklegung eingeliefert, so daß der Drucker nicht sicher über das benötigte Papier disponieren konnte?

In der Druckgeschichte der BF würden sich dann drei

¹⁾ Über das den Bogen Ρ füllende Kap. 35 s. oben S. XI.

— XIV —

Etappen ergeben: das ursprüngliche Werk schloß mit Kap. 25. Nachträglich wurde die Fortsetzung 26—34 eingeliefert, und nachdem schon der Drucker Namen und Datum unter das Buch gesetzt hatte, als neuer Nachtrag Kap. 35.

Der Inhalt der Kap. 26—34 widerspricht nicht der Annahme einer hastigen Entstehung. Sieht man näher zu, so findet man, daß diesem zweiten Teil eine überlegte Disposition fehlt und eine Reihe von Einfällen locker aneinander gereiht ist. Der Jungbrunn soll die Taufe symbolisieren. Für das Kräuterbad sind vier Kräuter nützlich, zwei stammen von den beiden Bäumen des Paradieses, dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen und dem Baum des Lebens; diese Kräuter haben wir nicht mehr, zwei andere sind uns zugänglich: von der Palme, mit der die Juden Christum am Palmsonntag ehrten, und von dem Baum, auf den der kleine Zachäus stieg, um sich zu Gott zu bekehren; ehre Gott und bekehre dich! Der Göppinger Sauerbrunnen ist das dem Menschen heilsame Leiden. Das natürliche Bad ist die Reinigung durch Christi Opferblut, das Ölbad das Chrisma bei Taufe und letzter Ölung, das tägliche Bad die Besprengung mit Weihwasser, insonderheit bei der Messe, das Wildbad die Bekehrung unmittelbar vor dem Tode, das Schweißbad die Beichte. Das sind flüchtig hingeworfene Gedanken. Andererseits zeigen die lateinischen Glossen auch hier eine gewisse fortgesetzte Mühwaltung.

Vielleicht haben wir die Druckgeschichte noch etwas zu verlängern. Das den ersten Teil abschließende Kapitel *Wol leben*, unterscheidet sich nicht nur durch seine größere Länge von allen anderen Kapiteln dieses Hauptteils, sondern fällt auch inhaltlich schon etwas aus dem hier gespannten Rahmen hinaus. Mit dem Kap. 24 *Heimgon*, haben die einzelnen Badeprozeduren ihren natürlichen Abschluß gefunden. Der Gruß an die Heimat, das himmlische Vaterland, bietet nicht bloß einen wirkungsvollen Kapitelabschluß, er würde sich sehr wohl auch als Abschluß des in sich abgerundeten ersten

Teils eignen. *Wol leben* folgt wie ein etwas krampfhaft angefügter Nachtrag. Es verhält sich zum ersten Teil ähnlich wie das Kapitel *Der baderin dandēn* zur ganzen BF.

Im Zusammenhang mit dieser Tatsache verdient auch hier wieder eine typographische Unregelmäßigkeit Beachtung. Der innere Text des Kapitels *Wol leben* beginnt mit Bogen £; Vorspruch und Bild sind noch auf der letzten Seite von Bogen K untergebracht. Aber der Bogen K, auf dem außerdem die Kap. 23 *Wider anthūn* und 24 *Heim gon* stehen, hat wiederum nur zwei Doppelblätter. Wurden — so sind wir wiederum genötigt zu fragen — eben deshalb bloß zwei Doppelblätter gewählt, weil nach dem ursprünglichen Plan das Buch mit der Vorderseite von K 4 zu Ende war? Mit anderen Worten: setzten vielleicht die Phasen der Entstehung der BF, die, wie wir annehmen durften, sich erst während der Drucklegung vollzogen, schon mit dem Kapitel *Heim gon* ein? —

Es kann zweifelhaft sein, ob die Reihenfolge der Kapitel im ersten Teil genau den wirklichen Vorgängen beim Dampfbad entspricht. Die Kap. 1: *In das bad laden*, 2: *Wasserschöpfen*, 3: *Das Bad wermen*, 4: *Laugen machen*, 5: *Sich als unrein erkennen*, 6: *In das Bad empfahlen*, 7: *Sich abziehen*, 8: *Vor got naðent ston*, stehen offenbar in geordneter Folge. Es mag auch den realen Vorgängen entsprochen haben, daß dann die Fußwaschung (Kap. 9) folgte, obwohl wir darüber kein Zeugnis besitzen und ebensogut möglich ist, daß sie in der Regel dem erst einem späteren Stadium der Prozeduren angehörigen, als Kap. 18 eingeordneten Reiben der Füße vorausging. Auffallend spät aber kommt die Lecke (Kap. 17). Daß sie erst stattfand nach Hauptwaschen (Kap. 13), Hauptscheren (Kap. 14), Mit Lavander besprengen (Kap. 15), Hauptstrählen (Kap. 16) ist auch bei Berücksichtigung des im Kommentar, S. 214, Bemerkten unglaublich. In der Badeszene des Seifrid Helbling (Nr. III) werden dem Badenden erst, nachdem die Badefrau ein Schaff Wasser

— XVI —

gebracht hat, weder zu heiß noch zu warm, Rücken, Beine und Arme gerieben (als eim wetloufære); dann wird der Dampf entwickelt, indem zwei Schaff Wasser auf die (heißen) Steine gegossen werden, und die Wedel werden geschwungen. Dies ist offenbar die Lecke, nach der dann wieder die bædeliute aufgefordert werden:

læt iuch niht bedriezen:
riben und begiezen
füget næd̄ der ledē wol.

Erst nachdem dann ein bædewibel den Badenden mit guter Lauge abgewaschen hat, heißt es:

nu dat, her schæræt,
strichet scharsach unde schær,
ebent hår unde bart.

Sachlich wird also BF 17 (im bad ledēn) vor BF 10 gehören. BF 17 beginnt:

So ab geweschen sind die sünd,
Danach mit ledēn got entzind
Das din herz in der lieben brindt,
On got nüt anders mer entpfindt.

Aber vom Abwaschen ist eigentlich nicht die Rede gewesen: die Beziehung auf Kap. 9 (Fußwaschen) erscheint bei der überlieferten Stellung von Kap. 17 gezwungen. Davon handelt erst Kap. 19 (Ab gießen) mit dem Anfang

Wan wir in riben sindt bestanden,
Das nechst das vns den gadt zu händen,
Das ist das vns den got abgüst,
Das aller vñflat von vns flüst.

Das schließt sich nicht schlecht an Kap. 18, das von Fußreiben handelt und seinerseits (vgl. 18, 17) auf 17 zurückweist; aber der Ausdruck im riben bestanden ist sachlich eher zurück auf Kap. 10 (Den lib riben) zu beziehen, das freilich mit 11–16 in einer gesicherten Folge zu stehen scheint. Kap. 18 fällt dadurch auf, daß hier plötzlich der Teufel als Bader waltet.

Nach der Stellung des Kap. 19 muß es sich um den letzten Abguß handeln, der im Seifrid Helbling „vor der Tür“ statt-

— XVII —

findet (v. 267), bevor der Badegast das Ruhebett besteigt. Dazu stimmt auch die Wendung: *Zu letſt ward ſy gegoffen ab* (von Maria Magdalena); aber andererseits heißt es doch auch: *Der abguß gſchicht ſo dic̄ vnd fil*, so daß man den Eindruck hat, als sei von dem mehrmaligen Begießen die Rede, das mit der Lecke verbunden war.

Kap. 20—24 stehen wieder in glatter Folge.

Die Allegorie.

Wol uf, im geift gon baden, so mahnen ein weibliches Publikum zwei geistliche Lieder des 15. Jahrhunderts, die uns der im Elsaß entstandene Stuttgarter Codex theol. et philos. Q 190¹⁾ erhalten hat (abgedruckt in Ph. Wackernagels Kirchenlied Nr. 820 und 821, bei Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes Nr. 37 und 38 und danach auch anderwärts). Sie stehen in enger Beziehung zu dem 10. Kap. des Prosatraktats „Ein geistlicher Meie“, der den ersten Teil des Kodex bildet, eines Andachtbüchs, dessen Hauptinhalt man füglich „Das geistliche Jahr“ betiteln kann, und sie haben gewiß auch denselben Verfasser²⁾). Nach dem einen hat uns Jesus der Herr ins Bad geladen; in dem anderen ist es des Vaters Gütekeit:

der ſun wil uns medieren, der heilige geift hoffieren:
min fel, nu bis gemeint!

Dort wird die Schönheit des geistlichen Maienbades ausgemalt, wo der Brunn der Gnade quillt, der Freuden Morgenrot, wo der ewige Sommer glänzt, wo man das Getön der Vögel süß erklingen hört und auch die Engel ihre Melodie schön

¹⁾ Vgl. über ihn Luise Berthold in den Rheinischen Beiträgen und Hilfsbüchern z. germ. Philologie u. Volkskunde 13, Bonn 1927 (Theutonista 2, 180ff.). Daß die Handschrift Original ist, glaube ich Fräulein Berthold nicht.

²⁾ Kaum Verfasserin, wie Ph. Wackernagel andeutet; auf ein weibliches Publikum sind sie allerdings berechnet.

— XVIII —

singen, wo Jesus den Tanz anführt mit aller Mägde Schar und die Liebe kein Ende nimmt, wo ewig liebliches Lächeln herrscht und die Seele mit Freuden hofieren kann ohne jedes Weh, wo das Wasser stark wirkt, das ein Auge im Sündenschmerz vergießt, das grundlose Meer, das von den Wunden fließt. Wer dort jubilieren will nach dieser Winterzeit, heißt es,

Der sol sich vor purgieren von aller sünden nit.

Er sol zü adren loſen der creaturen lust
und überflüß sich mögen bis an der megde brust.

Er sol sich selber spisen mit edler tugend tracht:
so würt in Jesus wisen da alle fröid anwacht.

Hier werden in der Hauptsache Vorschriften für das Baden gegeben, als nicht zu heiß zu baden, nur subtle Speise zu genießen, lustig zu spazieren, sich nach dem Bade warm zu halten, und strophweise geistlich angedeutet. In beiden Gedichten wird gegen Schluß auf die Gottesmutter als Helferin verwiesen:

Din badebäle sie die allerschönst Marie
ein got und nāmen drie
mit andoch zü dir lad.

Ich zweifle nicht, daß Murner diese „Badliedli“ kannte und daß sie in Verbindung mit dem eigenen Erlebnis einer Badekur den Hauptanstoß zu seiner Allegorie gaben, auf deren barocke Ausgestaltung freilich in erster Linie die dem Prediger nur zu geläufige Manier Geilers von Keisersberg eingewirkt hat. Daß ihm auch der zugehörige Prosatraktat bekannt war, läßt sich wahrscheinlich machen.

Aber lediglich der zweite Teil der BF (und allenfalls auch das 24. Kap. des ersten) zeigt Beziehungen zu dessen 10. Kap. In diesem werden als zehnte Maienlust (Bl. 73ff. der Handschrift) viererhand beder genannt, Darynn man sich erwüſche, erſwicze vñ reingette. Eins was der Jungburn. Und den tranc̄ man. Das ander Ein fül wasserbad, das durch ein lüstlich tal ruschende herus tan. Das dritt Was ein *warm* wasser-

— XIX —

bad, Jo¹⁾) ein meyenbad dor Inn man des vnflots vnd libs wüſt gancz abkam, Das vieriſt was Ein truden krüter bad Jo Ein ſweis Bad, dor Inn man die ſüchtigkeit der böſen ſweiſe ab ran, Alſo das man ye von eim luſt in den andren gieng ſpaczierien.

Sowohl der Prosatraktat als Murner beginnt — das wird schwerlich ein Zufall sein — mit dem Jungbrunnen. Sowohl der Prosatraktat als Murner zitiert dabei die Worte des Herrn zu der Mulier Samaritana. Vgl. mit 26, 17ff. Bl. 74: Von diſem waſſer vnd geiſtes bādli Sprach der *(her)* zū dem Samaritanēſchen frōwli Wer do trindt von minem waſſer das ich gib. Er meint das waſſer der gnoden. den gedürſtet nimer ewiglich Sunder Es wurt in im quallen ein ſpringend^s brunñ, der do uſſſpringt Inn dz ewig leben.

Der wörtliche Zusammenklang freilich beruht auf der Bibelstelle, und es finden sich auch bemerkenswerte Abweichungen. Im „Geiſtlichen Maien“ symbolisiert der Jungbrunn die göttliche Gnade, bei Murner, der durch die Ausdeutung von Joh. 3, 5 bei Petrus Lombardus (s. zu 26, 32) bestimmt ist, die Taufe (die Anspielung auf die Kindertaufe v. 58ff. paßt schlecht zu dem Gedanken der Verjüngung). Daß es ein Trinkbrunnen ist, dessen Wasser freilich auch zum Baden und besonders zum Waschen des Hauptes benutzt wird²⁾), läßt sich aus Murners Worten nicht herauslesen, wennschon Christus vom drinden spricht. Aber der Holz-

1) Das wiederholte deutliche Jo der Handschrift ist recht auffällig. Man könnte vermuten, daß es aus *Jt(em)* der Vorlage verlesen sei; dies paßt aber nicht überall.

2) Bl. 73^v Deſt trindt der mōnich am morgē, jo dieſun uſſgōt, einen gütten trund zwēn oder dry Vnd gōt denñ druff ſpaczierien biſt dz er durchwarmet. So trindt er denn aber wie vor. vnd gōt denñ aber ſpaczierien Vnd fo er diſs waſſers me trindt fo beſſer Als bald denñ das waſſer erwarmet in dem mōnichen. So macht es im vil ſtūlgēng So dañ (?) alſo ſūlkumpt uſſ den mittag fo gōt er an die hārbērg, Do ſind von dem ſelben waſſer warme bēdli bereit, DorIn muſt er ein ſtund vnd nit länger ſiczen So erwēſcht im denñ der hukñecht mit dem ſelben waſſer ſin houpt So gōt er denñ uſſ. vnd yſſt Vnd iſt denñ den tag lēdig Vnd macht denñ, Da gaudendi Vnd was frōid bringen mag, Vnd aber morn frāg tut er wie vor. Alſo lang biſt er gnig ge-

— XX —

schnitt scheint wenigstens bei der linken weiblichen Figur das Auffangen des Wassers in einem Trinkgefäß darzustellen, und wenigstens bei der oberen linken Figur bespült das herabfallende Wasser deutlich den Kopf.

Daß das Bad im Traktat *uff seðs mil wegs* neben *Bononia In eim tal genant Boretan* lokalisiert ist, hat Murner vielleicht absichtlich übergangen; es könnte die Veranlassung sein, daß dann beim Sauerbrunnen, Kap. 28, ein Ortsname genannt wird¹⁾. Auffälliger ist dagegen, daß sich Murner

winnt Vnd ganez erfrischt würt usw. Dieser Abschluß könnte schon auf das 24. Kap. *Wol leben eingewirkt haben*, dessen eigentümliche zwischen erstem und zweitem Teil schwebende Stellung oben besprochen wurde. Auffällig ist mir aber, daß Murner bei seiner Neigung zu volkstümlich packenden Ausdrücken nicht die Wendung *gaudendi machen* übernahm.

1) Der Verfasser des Traktaats hat seine Weisheit doch wohl aus dem Gedicht des Hans Folz „*Ein gute lehr von allen willtbaden*“ (Kellers Fastnachtsspiele 3, 1248 ff.), wo es (bei Keller S. 1261) heißt:

Ein bad boretta (Keller: boretra) ist genant
Vnd den kauffleuten wol befant:
Das selb ich hab gespart bis her,
Leyt von bononia (Keller: benonia) nit fer.
Das dint eint yden complegion,
Wie joch die krandheit sey geton
In manien, weiben jung vnd allt,
Vnd wie die perschan sey gestallt,
Oder wo von die krandheit sey.
Sol im gesuntheit komen bey,
Worlich durch dis bad es geschicht.
Ob all arghney sunft hilffet nicht
Vnd man trindt es den merern teil
Es macht leichtfertig, frisch vnd geil (K.: gel) ...
Sein trand purgirt von jner rauß
Vnd treibt all über flügigkeit auß,
Vnd ist die hilff nit ee getan
Dan bis die stül ganz luter gan.
Man heists ein muotter aller bad,
Was es ist ley nem kanc(?)en schad,
Allein wer schlafft vnd unküscht(t) drin:
Das sol ein yder vor besin.

Danach wäre denn der „Geistliche Mai“ kaum früher als um 1480 anzusetzen. Daß der Traktat das Wort minne noch in der alten geistigen Be-

die hübsche Geschichte von dem sich verjüngenden hirczli entgehen ließ. War ihm die Ähnlichkeit mit 7, 17 ff. störend?

Das bei Murner an zweiter Stelle genannte Kräuterbad (c. 27) entspricht dem vierten Bad des Traktats. Ich notiere, ohne ihr entscheidendes Gewicht beizulegen, die immerhin seltene Dativform Von denen crúteren im Traktat Bl. 76^v, letzte Zeile, als entsprechend Murners vñ früteren (27, 4). Aber das truden crúterbad des Traktats ist gegen alles, was wir sonst wissen, zugleich ein Sweißbad, das sich sachet von worem brunstigem ruwen (Bl. 76^v). Diese crut^s, heißt es, machē dem mōnschen dic̄ so angst, das im der kalte sweis ußbricht, Also würt das geblüt vnd der lib gereinget, Ach, über disem crúter kessel bad vil vnd dic̄, Das die bösen sweise, Böser begirden, Gelüste des Libes, Böse willen genczlich von dir geswiczen. Es läßt sich doch leicht begreifen, daß Murner seine Auffassung vom Kräuterbad mit der sonst herrschenden, im Traktat offenbar der Ausdeutung auf die Reue zu Liebe willkürlich verbogenen in Übereinstimmung brachte, und daß er das Schweißbad an achter, letzter Stelle (c. 33) gesondert nachtrug, wo es freilich nicht auf den Sünden-

deutung verwendet, scheint mir kein Hindernis; er ist unmodern, stark von der Tradition abhängig. Übrigens ist das anstößige Wort mehrfach gestrichen und durch liebe ersetzt; Murner könnte also seine bekannte sprachliche Beobachtung (Christliche vnd briederliche Ermanung D iii^b, s. Kluge Von Luther bis Lessing¹ S. 8) ebenfalls geradezu unserm Traktat verdanken. Ich würde zuversichtlicher sprechen, wenn der Traktat neben sonstigen Ausschmückungen nicht die von Folz unabhängige Angabe enthielte: Vnd by dem selben brunne sturczen vil. myöllin. dz sind welsche gleffli. Ist das selbständiger Zusatz? Das italienische Diminutiv miolino weiß Schultz-Gora, dem ich für freundliche Belehrung verpflichtet bin, nicht zu belegen. Das zugrunde liegende miolo = bicchiere „Becher“ verzeichnen Bulle und Rigutini als veraltet, Petrocchi unter dem Strich; es scheint nach ihm noch bei Glashändlern und Glasbläsern im Gebrauch zu sein. Meyer-Lübke Rom. Etym. Wb. Nr. 5628 nennt es altitalienisch und leitet es von modiolus ab. Der Verfasser des Traktats konnte den Ausdruck aus dem venezianischen Glashandel kennen. Ein ausgesprochener „Jungbrunn“ ist das Trinkwasser von Bagni Poreta nach Folz nicht. Beziehungen zwischen Folz und Murner lassen sich nicht nachweisen, obwohl sie durch den Straßburger Druck des Folzschen Gerichts von 1504 vermittelt sein könnten.

— XXII —

schmerz, sondern auf die Beichte geht, vor der die Sünder, wie Murner aus seiner Praxis weiß und auch betont, große Angst haben.

Mit den beiden anderen Bädern des Traktats, von denen das zweite Bl. 73^r als *Ein ful wasserbad, das durch ein lustlich tal ruscheinende herus ran*, und Bl. 74^v als ein *kaltbad Eins fließendē wassers* bezeichnet wird, das dritte Bl. 73^v als ein *wasserbad Jo Ein meyen bad*, Bl. 76^r aber als ein *warm wasser bad*, konnte Murner, weil sie für seine auf merkwürdige Bäder ausgehende Aufzählung nicht charakteristisch genug waren, nichts Rechtes anfangen. Wenn jenes auf die *wirckung der heilge sacramente Vnd allermeist des sacraments worer penitentie* gedeutet wird, so vergleicht sich damit bei Murner der Sauerbrunn (c. 28), und hier wie dort begegnet Maria Magdalena. Aber wenn es dort weiter heißt, die Sakramente seien *uſgeflossen uſ der siten Cristi, des andren Adams, do er am crüt entſlieff*, so wird man eher an das bei Murner in anderem Zusammenhang 29, 63 ff. Bemerkt erinnert, und wenn im Traktat das Kaltbad als Heilmittel gegen Aussatz erscheint, so hilft gegen diesen bei Murner vielmehr *Natürliche baden* (c. 29), nur daß im Traktat das Bad Naamans im Jordan, bei Murner aber das Blutbad Konstantins, und zwar in gutem Zusammenhang, als Beispiel angezogen wird. Darf man daraufhin noch das *merdlich grosse ſchaden heilende Natürliche baden mit dem Warmbad zusammenstellen*, das alle felen *vnreinigkeit uſzuhet, Alle alte ſchaden heilet Vnd dar zu die alte hut ernüwret?* Vnd *d̄z ist*, heißt es von diesem weiter (Bl. 76), *göttliche liebi die ire gradus vnd stafflen hat, Denñ Es ist ein läwi lieb, Es ist ein warme lieb, Vnd ist auch ein hizige flämende lieb zū gott*. Wiederum müßte sich Murner eine zweite Geschichte von dem edeln *hirczli*, für die „Ysdorus“ als Autorität genannt wird, haben entgehen lassen.

Die ungeschickt angebrachten Murnerschen Kap. 30—32 (*Öelbaden*, nur der letzten Ölung wegen eingeschaltet, *Das teglich bad, Das wilbad*) haben überhaupt kein Analogon.

— XXIII —

Murner hat also durch den „Geistlichen Maien“ immerhin nur flüchtige Anregung erhalten, ja ich würde bei den erheblichen Abweichungen vielleicht zu dem beliebten Hilfsmittel einer „gemeinsamen Quelle“ meine Zuflucht nehmen, wenn mir nicht doch Bekanntschaft mit den beiden geistlichen Badeliedlein für die Konzeption der geistlichen Badenfahrt sicher wäre; die aber sind vom „Geistlichen Maien“ nicht zu trennen. So scheint es mir unnatürlich, die sich aufdrängenden Zusammenhänge zu zerschneiden. Und liegt es nicht ganz in Murners uns aus seinen anderen Dichtungen bekannter Art, daß er die sich ihm zunächst bietende Quelle nur flüchtig nutzt, dagegen mit reicher Erfindungsgabe ihm aus allerhand anderen Quellen zuströmenden Stoff gern aufgreift und flink gestaltet? Er läßt sich, so ergibt sich mir als Resultat, durch die „Badeliedli“ zu seiner Allegorie anregen, gibt sie in Druck und sieht sich alsbald veranlaßt, noch eine rasch zusammengebrachte Fortsetzung anzufügen, bei der ihm die Erwähnung der vier heilsamen Bäder des „Geistlichen Maien“ zu Hilfe kommt. Von dem überweltlichen Glanz des Traktats, der noch ein Nachzügler der Straßburger Mystik des 14. Jahrhunderts ist, von der verzückten Freude an den Schönheiten einer idealisierten Welt ist in Murners grobfäidige Dichtung nichts, aber auch gar nichts eingegangen.

Ort und Zeit der Entstehung.

Wir befinden uns längst mitten in der Entstehungsgeschichte der BF und stellen die Frage nach Ort und Zeit der Entstehung.

Nach der Angabe auf dem Titelblatt des Grüningerschen Drucks ist die BF, wenn wir uns an die überlieferte Interpunktionshaltung¹⁾, *zù Straßburg in dem bad erdicht.* Der

¹⁾ Die Annahme, diese gehe auf den Drucker zurück und Murner habe gemeint: *Thomas murner, der heilgen geschrifft doctor, barfüser orden* *zù Straßburg, hat wenig Wahrscheinlichkeit.*

— XXIV —

Titelholzschnitt führt uns, was dann die Vorrede näher erörtert, geradezu die Entstehung in der Badewanne vor. Ist das letztere eine offensbare Fiktion, so ergeben sich auch gegen den Straßburger Ursprung Bedenken.

Kap. 34 berichtet durchaus glaublich, Murner habe auf der Rheinreise nach Frankfurt die Glieder erfroren, sich eine Hautkrankheit zugezogen, und sei gezwungen worden, *zü sitzen in ein meyen bådt*. Auf dieses persönliche Erlebnis geht in Verbindung mit dem Gedanken „des geistlichen Badens“ der beiden Badelieder die Idee der Dichtung zurück. Auch Kap. 5, 10 f. nimmt auf die Erkrankung Bezug. Sicherlich handelt es sich um eine wirkliche Kur in einem Badeort, wie denn auch der Titel auf eine förmliche Badereise deutet. Das Wort *Bädenfart*, das mit dem Dativ Pluralis *bäden* als Bezeichnung eines Ortes mit Heilquellen zusammengesetzt ist, wie man sicherlich zu Murners Zeiten noch durchfühlte¹⁾, kann durchaus nicht etwa in dem abgeschwächten Sinne „Gebrauch eines Dampfbades“ gemeint sein. Wenn Murner von Frankfurt aus ins Bad reiste, so wird man am ehesten an eines der Taunusbäder zu denken haben.

Die Ausführung der Dichtung könnte natürlich trotzdem nach Straßburg fallen. Aber ein zuverlässiges Zeugnis ist die Angabe auf dem Titelblatt nicht: sie will den Straßburger Druck einem Straßburger und Elsässer Publikum empfehlen, und Kap. 35 unterstreicht diese landsmannschaftlichen Beziehungen.

Ich halte es sogar für möglich, daß das Titelblatt ebenso wie Kap. 35 erst nach Vollendung des Straßburger Drucks geschaffen wurde, und möchte in diesem Zusammenhang nochmals auf eine typographische Merkwürdigkeit aufmerksam machen. Während nämlich die normalen Druckbogen der Originalausgabe, wie schon bemerkt, drei Doppelblätter umfassen (die Ausnahmen sind oben erklärt), hat

¹⁾ Vgl. NB 62, 6: *der zü helle fart gen baden.*

— XXV —

gerade der erste, Titel, Vorspruch, Vorrede und Bild zum ersten Kapitel umfassende, Bogen nur zwei. Er ist auf der sechsten seiner acht Seiten als Bogen 2 gekennzeichnet, aber merkwürdigerweise trägt diese Seite nicht, wie zu erwarten wäre und wie in unserer Ausgabe eingesetzt wurde (vgl. den Apparat zu Vorr. 52) den Kustoden 2iii, sondern 2ii¹⁾). Damit wird, genau genommen, nur das innere, die Vorrede enthaltende Doppelblatt als Bogen 2 anerkannt, während das äußere, dessen dritte Seite leer geblieben ist, mit Titel, Vorspruch und Bild zu Kap. I außerhalb der Bogenzählung geblieben ist.

Das Übliche ist das keineswegs, wie denn z. B. die Drucke von „Vier Ketzer“, „Schelmenzunft“, „Narrenbeschwörung“ mit dem den normalen Umfang besitzenden und normal durchsignierten Bogen a beginnen. Das Nahelegendste wäre nun allerdings die Annahme, daß nur die Vorrede erst nachträglich, als das Buch schon ausgedruckt war, eingelegt wurde, so daß also ursprünglich, vor der Entstehung der Vorrede, nur das äußere Doppelblatt der jetzigen Lage als Bogen 2 galt, für den eine besondere Signierung nicht nötig war. Aber warum blieb dann die dritte Seite dieses Doppelblattes leer, da es dann doch nähergelegen hätte, den Vorspruch auf diese, statt auf die Rückseite des Titelblatts, zu setzen? Es drängt sich also wenigstens die Möglichkeit auf, daß mit dem jetzigen ersten Bogen eine stärkere Veränderung vor sich gegangen ist. Vielleicht ist demnach doch auch das Straßburger Titelblatt, mit dem die Vorrede ja inhaltlich eng zusammenhängt, ebenso wie das Straßburger Schlußkapitel erst nachträglich entstanden.

¹⁾ An einen bloßen Druckfehler glaube ich gerade bei einem Kustoden und im Zusammenhang mit der besprochenen Unregelmäßigkeit nur ungern; ausgeschlossen ist er natürlich nicht. Die Kustoden sind in unserer Ausgabe am Schluß der ersten Zeile jeder Seite angebracht. In der Originalausgabe stehen sie, wie üblich, nur am Fuß der drei bzw. zwei ersten Seiten (Vorderseiten) der Bogen.

Der zweite Teil.

Fällt nun aber nicht wenigstens der zweite Teil, von dem wir oben auf Grund typographischer Erwägungen annehmen zu dürfen glaubten, daß er erst während des Drucks bei Grüninger eingeliefert wurde, nach Straßburg? Murners Berufung zum Guardian seines Nativklosters in Straßburg wurde auf dem Provinzialkapitel zu Nördlingen am 10. Juli 1513 beschlossen (Eubel, Geschichte der oberrheinischen Minoritenprovinz, S. 353; Röhrich in Niedners Zeitschrift für die historische Theologie 18, 588f.). Da in der Ordenschronik am 14. Mai 1514 die Zeit seiner Tätigkeit als Guardian auf neun Monate angegeben wird (v. Liebenau, der Franziskaner Th. Murner, S. 80, Anm. 2), wird er Mitte September 1513 nach Straßburg gekommen sein¹⁾. So liegt es also nahe, für die Drucklegung der Grüningerschen Ausgabe bis zum Schluß von Kap. 34 die Zeitspanne zwischen Mitte September 1513 und dem 5. August (St. Oswald) 1514 in Anspruch zu nehmen. Eine genauere Betrachtung der Dichtung selbst und eine Vergleichung mit der „Schelmenzunft“ und der „Narrenbeschwörung“ führt demgegenüber, wie mir scheint, zu dem Resultat, daß die BF im wesentlichen schon abgeschlossen und vermutlich auch in Druck gegeben war, als Murner nach Straßburg kam.

BF 33 Das schwefl̄ Bad berührt sich mit SZ B 39 Ein ein bad überhenden. Die Priorität des einen oder andern Kapitels enthüllt sich nicht auf den ersten Blick; doch ist es schon im allgemeinen wahrscheinlicher, daß der Dichter, aus der Sphäre der BF kommend, darauf verfiel, die ihm geläufige Redensart²⁾ auszudeuten, als daß er, in der BF fortschreitend,

¹⁾ Murner selbst berechnet in der Protestation vom 18. August 1515 (Niedners Zeitschr. 18, 589) seine Tätigkeit auf ein Jahr; doch rechnet er wohl ungenau oder von der Ernennung an.

²⁾ Einem ein schwefl̄bad machen — einen in eine angstvolle Lage bringen bereits VK avj und iv.

— XXVII —

sich des nur zufällig verwandten Kapitels aus der SZ B erinnerte¹⁾. Die Worte BF 33, 18 ff.

Und facht von engsten an zu schwitzen,
Als die im schweißbad dinnen sißen
Von fechten als von großer hitzen,

aber verstehe ich so, daß Murner einfach sagen will, daß Schweißbäder ebenso bei großer Hitze (zur Entlastung der Gefäße) wie bei großer Kälte genommen werden. Dasselbe meinen v. 3 ff. die Worte:

Der oft von fechtin als von hitzen
Müs dinnen vñ der massen schwitzen²⁾.

In der SZ B stellt sich Murner, was nicht sofort in die Augen springt, die Verleumitung als ein eisiges Bad vor,

Das mancher müß, ach leider, schwitzen
von dem schne als von der hitzen;

er führt aus, Männer vermöchten solche Bäder nicht herzustellen,

Darinn ein man on alle hitzen
von dem schne facht an zu schwitzen,

wohl aber die Weiber, und er deutet auf ein eigenes Erlebnis, wohl das mit der Frau des Bürgers Hans Mey (ZfdPh 26, 370ff.). Der Gegensatz ist in der SZ B künstlich zugespitzt — in der BF: Kälte oder Hitze, hier: zuerst Schnee, als wär' es Hitze, dann Schnee ohne alle Hitze —, und ich halte deshalb die Ausgestaltung in der SZ für jünger. Das „von“ der allgemeinen Ursache hat sich in der SZ 39, 4. 12 in das „von“ der speziellen Ursache verwandelt, das bloß verbindende „als“ erst in ein komparativisch-irreales („als wär' es“), dann in ein „ohne“³⁾). Beurteile ich das Verhältnis richtig, so müßte,

¹⁾ SZ 41, 22 heißt es von Rad und Galgen, die den schlimmen Sohn erwarten: das wirt zu lefft syn wässer bad, was LN 567 wiederholt, dann LN 2702 variiert wird.

²⁾ Der Reim hitzen: schwitzen ist traditionell; bei der Wiederholung hat sich ein Dreireim eingestellt.

³⁾ Spanier im Kommentar zur Schelmenzunft S. 211 scheint SZ 39, 4 f. zu interpretieren: ‚schwitzen, als ob man fröre‘, was nicht dasteht.

— XXVIII —

da die SZ B spätestens 1513 gedruckt ist, der zweite Teil der BF auch spätestens noch 1513 entstanden sein: das würde sich mit der Annahme Straßburger Ursprungs noch allenfalls vertragen. Sollte aber SZ B schon 1512 gedruckt sein, müßten wir auch mit BF II noch in dies Jahr rücken.

Das fordern nun aber glaube ich, andere Kapitel in der Tat. BF 32, 45 heißt es von den Sterbenden: *Etlich sind in der Schelmen zunfft.* Es liegt nun gewiß am nächsten und erscheint auf den ersten Blick am natürlichesten, darin eine Anspielung auf Murners „Schelmenzunft“ zu sehen. Leugnet man eine solche, wie das Spanier PBB 18, 12 (jetzt Murners Deutsche Schriften 2, S. 17) tut, so muß man das Kapitel, was Spanier nicht bedacht hat, notgedrungen auch vor die SZ A schieben, d. h. mit der Entstehung mindestens in die erste Hälfte des Jahres 1512 zurückgehen; denn daß Murner den Ausdruck noch nach der Entstehung der so betitelten Dichtung ohne jede Beziehung auf diese gebraucht habe, ist höchst unwahrscheinlich.

Ich bin geneigt, auf Grund genauerer Interpretation der Stelle in der BF Spanier recht zu geben. Murner teilt die Sterbenden, die auch die letzte Möglichkeit versäumen, noch die göttliche Verzeihung zu erlangen, in drei Gruppen: die im Todeskampf der Vernunft Beraubten, die Angehörigen der Schelmenzunft und die von der Größe ihrer körperlichen Schmerzen Überwältigten. Die erste und die dritte Gruppe sind die wegen der seelischen oder körperlichen Erkrankung nicht mehr Zurechnungsfähigen; mit der zweiten können dem ganzen Zusammenhang nach nur die an sich Unbekehrbaren gemeint sein, die nach der strengen augustinischen Prädestinationsslehre (die hier wenigstens anklingt, wenn sich auch nicht erkennen läßt, wie weit Murner sie durchgedacht hat) von

Die von ihm angeführte Stelle aus Wickrams Narrengießen besagt etwas Drittes: „sie schwitzen, daß sie (nachher) hätten erfrieren können“. Auch wenn man, was mir bedenklich ist, BF 33, 18 ff. versteht: „fängt infolge von (innerer) Kälte an zu schwitzen, als ob es Hitze wäre, gleich denen im Schweißbad“ (vgl. S. XXI), würde das an der Priorität nichts ändern.

— XXIX —

Gott Verworfenen. Denn Murner kann doch nicht etwa meinen, daß eine besondere Gruppe sterbender Menschen selbst auf dem Sterbebett deshalb nicht bereue, weil sie sich gleichsam durch einen Zunfteid dazu verschworen haben. Übrigens ist auch von einer solchen Bedeutung des Zunft-eides in der SZ nicht die Rede. Die Schelmen der SZ sind wohl schlimm, aber nicht schlechtweg unbekehrbar: warum sollten die Nonnen und Pfaffen, die nach Kap. 10 vß einem holen haffen reden, da sie nicht ordentlich Lateinisch gelernt haben, und deshalb in die Schelmenzunft Aufnahme finden, nicht auf dem Sterbebett der göttlichen Gnade teilhaftig werden? Gerade die, die nach Murners Auffassung der ewigen Seligkeit unbedingt verlustig gehen, die unbußfertigen, verzweifelten Selbstmörder werden ja, nach SZ 32 aus der Zunft herausgenommen, weil sie „dem Teufel auf den Schwanz gebunden“ sind. Man vergleiche dazu Murners Wort über Judas Ischarioth BF 5, 48. Murner nimmt also (späterhin, wie ich meine) eine dreifache Abstufung vor: 1. die Narren der NB, 2. die Schelmen des 16. Kap. der NB und der SZ und 3. die Verzweifelten, die, wie Judas, Hand an sich legen, an die wohl auch BF 32 mit in erster Linie gedacht ist, wie denn auch Geiler in der achtzehnten Regel seiner „Ars moriendi“ (Straßburger Theologische Studien IV, 2, 80) von dem groß übel der verzwyfflung an der Barmherzigkeit gottes spricht, dor zu die bösen geist in der stund des todes den mōnschen aller meist vnderstand zu bringen. Der Ausdruck *schelmen* wird demnach in der BF in einem der älteren Bedeutung „cadaver“ viel näher stehenden Sinn gebraucht als in der SZ¹⁾; es sind die lebenden Leichname, der verloren huff in einem strengerem Sinn als wie in dem so überschriebenen Kap. 16 der NB. Der Ausdruck *zunfft* aber ist noch ganz vag gemeint, ein dem Reim zuliebe gebrauchtes Bild.

¹⁾ Etwas freier schon in den VK, aber doch stets als Ausdruck höchster Verachtung, etwa wie unser „Aas“ (DWb 1, 6).

— XXX —

Treffen diese Erwägungen zu, so fällt es allerdings schwer zu glauben, daß Murner BF 32, 54 niedergeschrieben habe, nachdem er unlängst in einem eigenen Werke dem Begriff der *ſchelmen zunfft* eine ganz andersartige Ausprägung gegeben hatte. Jeder Schriftsteller ist ja auch in hohem Maße ein Untertan seiner eigenen Wortschöpfungen, seiner Gestalten, seiner Kompositionen.

Die besprochene Stelle muß uns aber noch einen Augenblick länger festhalten, da sie auch für das Verhältnis von BF und NB wichtig ist. Stellt man nebeneinander die verwandten Verse:

BF 32, 54 ff. Etlich kumen vmb vernunfft,
Etlich sind in der ſchelmen zunfft,
Etlich hond so groſſen ſchmerzen usw.

NB 66, 60f. Und hilfft vff erden kein vernunfft,

Als mit in (den verleumderischen Lügnern) zur ſchelmen zunfft.
NB 18, 83f. Ich hett ſy (die Trunkenbolde) geſetzt in dſchelmen zunfft,
Den ſy verlieren all vernunfft,

so steht in der letzten Stelle der Ausdruck *die ſchelmenzunfft* der Nuance, die er in der SZ erhalten hat, sehr nahe. Spanier PBB 18, 10f. will auch hier nicht zugeben, daß schon auf die SZ Bezug genommen werde; es soll nur die in Kap. 16 der NB aufgezählte Bande gemeint sein. Möglich, daß er auch in diesem Fall recht hat. Aber offenbar hat der in der BF mit einer gewissen Harmlosigkeit gebrauchte, wohl von Bartholomäus Gribus übernommene Ausdruck inzwischen schon festere Gestalt angenommen, ist sozusagen zum Terminus *technicus* geworden, die Dichtung, die ihn ausnutzt, bereitet sich wenigstens vor, wenn sie auch noch nicht ausgeführt war. Es tritt uns NB 18, 83 der Ausdruck mit stärkerer Konkretisierung des Begriffs „Zunft“ und leichter Verflüchtigung des Begriffs „Schelmen“ entgegen. Wenn daher Kap. 32 der BF älter ist als die SZ, so verleihen innere Gründe ihm auch gegen NB 18 ein höheres Alter. Die Stelle NB 66, 30f. gestattet an sich keine Entscheidung, da der Wunsch *zur ſchelmenzunfft!* hier vieldeutig ist. Aber die

— XXXI —

Beziehung zum Schluß von Kap. 16, wo den Schelmen zugerufen wird: *Wol vß in tusent tüfel namen!* läßt sich nicht übersehen.

Es würde sich also ergeben, daß nicht nur die SZ, sondern auch NB 18, NB 66 und vielleicht auch 16 jünger sind als BF 32. Wir würden schließen müssen, daß sich in der BF zuerst der Ausdruck der *ſchelmen zunfft* als bildliche Redewendung im Reim auf *vernunfft* einstellte, vielleicht in unbewußter Reminiszenz an die Scherzrede des Bartholomäus Gribus. Murner hätte ihn festgehalten, bei neuer Verwendung umgemodelt und sich durch das ihm aufgegangene Bild alsbald zu einer neuen dichterischen Komposition führen lassen. Für NB 66 wird man kein Bedenken tragen, es zu den jüngeren Kapiteln der NB zu rechnen: das folgende Kap. 67 ist sicher erst in Frankfurt entstanden (Spanier BBB 18, 68). Auffälliger ist das freilich für Kap. 18 und 16, von denen 16 ein Bild aus dem NS hat. Ich mache darauf aufmerksam, daß es zu den wenigen Kapiteln der NB gehört, die keine infinitivische Wendung und überhaupt keine Redensart als Überschrift haben.

Das gewonnene Resultat läßt sich durch andere Parallelen stützen. Es sind wohl auch andere Kapitel der NB jünger als der zweite Teil der BF. NB 14, 63 und 27, 2 wird der Ausdruck *katzenrein* von Sachen, dort den Beinen der Bersabe, hier (schon mit einer Wendung ins Persönliche) Stühlen und Schemeln, gebraucht im Sinne von „rein wie geleckt“¹⁾; NB 39, 9 wird er ironisch auf unkeusche Nonnen bezogen; BF 34, 33 steht er, fast zum Terminus technicus erstarrt, von Leuten, die nur ihren Körper pflegen und die Seele vernachlässigen. Aber ausgenutzt wird er in diesem Sinne — müssen wir nicht sagen: erst? — in dem *katzen rein* überschriebenen Kapitel NB 44 zur Geißelung unkeuscher Weiber.

¹⁾ Die Idee des Kap. 27 soll nach Maus, S. 66, durch NS N h iii^c 1f. eingegangen sein: *Wann die stülv off die bend went stygen, So wil sich unglück ieren gigen.*

— XXXII —

Nun hat Spanier PBB 18, 68 wahrscheinlich gemacht, daß das Kapitel nach Murners ursprünglichen Intentionen ein eigenes Bild erhalten sollte, Murner aber dann, wohl weil der Verleger keines schneiden lassen wollte, zu dem Bild aus dem NS 50 (Von wollüst) griff und, um mit der Seite abschließen zu können, den Text von 66 Versen auf 98 erweiterte. Ist es bloßer Zufall, daß es mit dem eben zu BF 34 in Beziehung gesetzten Kap. 39 geradeso steht? (Ähnlich, was uns hier nicht berührt, auch mit Kap. 19, 24, 74.) Ist es ferner bloßer Zufall, daß sich Murner in Kap. 39 der NB wiederum in der Sphäre der BF bewegt, wenn er droht, er wolle die unkeuschen Nonnen zu Besitzerinnen eines Schweißbades machen; falls sie als solche die Narren nicht zum Schwitzen brächten, sollten sie der Äbtissin klagen, daß seine Kunst *nit sy probiert?*

Wenn diejenigen Kapitel der NB, in denen Murner von einem Brantschen Bilde ausgeht und eine Ausdeutung oder Umdeutung desselben vornimmt, zum ältesten Bestand der NB gehören, so liegt es auf der anderen Seite sehr nahe, zu vermuten, daß diejenigen, in denen er frei verfährt und dann zum Text entweder ein neues Bild schneiden läßt oder sich mit einem mehr oder weniger unpassenden behilft, jünger sind. Leider ist die Entscheidung in den meisten Fällen schwer zu treffen. Die Verwertung eines Holzschnittes aus dem NS ist an sich auch noch kein Kriterium für frühe Entstehung^{1).}

BF 34, 107 begegnet die Redensart *vß einem holen hafen reden* in dem Sinne von „etwas vortragen, was keine schriftmäßige Grundlage hat“. Wer etwas von den Gesetzen der Bedeutungsentwicklung versteht, wird nicht zweifeln, daß hier der ursprüngliche Sinn ziemlich gut gewahrt ist. Sie beruht offenbar auf dem Schulwitz, der den wissensleeren

¹⁾ Daß die Kapitel mit eigenem Bild sich enger mit den SZ-Kapiteln berühren, hat Ott, Über Murners Verhältnis zu Geiler, S. 63, Anm. 2, gesehen.

— XXXIII —

Kopf, oder vielleicht eher den ganzen wissenslosen Menschen, aus dem auch die Rede „hohl“ klingt, mit einem hohlen Topf vergleich; die zugrundeliegende physiologische Vorstellung ist ungefähr dieselbe wie in dem gegensätzlichen biblischen „Ex abundantia cordis os loquitur“. NB 36, 27 erscheint die verallgemeinerte Bedeutung „sich etwas aus den Fingern saugen“. SZ 10 ist die Redensart Überschrift eines Kapitels, das sich in erster Linie gegen die im Latein ungenügend unterrichtete Geistlichkeit wendet, die nachplappert, was sie nicht versteht. Aber in dem zugehörigen Bild wird sie keck umgedeutet: ein Mann mit Schaube und Barett, also offenbar ein Gelehrter, vielleicht ein Jurist, holt aus einer Art Urne Schriftstücke heraus, deren eines er liest, vielleicht vorliest. Es ist wohl an ein Zauberstück gedacht, ähnlich dem „unter dem Hut gaukeln“, das bei Walther von der Vogelweide 37, 34 (oder einem Nachahmer) seine klassische Beschreibung gefunden hat. Der priamelhafte Vorspruch deutet denn auch auf die „Kunst“ der *haffen reden*. Auch Kap. 73 der NB hat dieselbe Überschrift; aber die Redensart erscheint in einem ganz anderen Licht. Sie bedeutet jetzt, was sich als abgeleitete Bedeutung noch gut von der angenommenen Grundlage aus erklären lässt, „etwas versprechen, war man nicht erfüllen kann“. Wieder wird das als eine „Kunst“ aufgefaßt (*Es brucht vernunft vnd witzigs sinnen, Vß holen hesen reden finnen!*); wieder treten die *haffen redner* als besondere Kategorie auf (v. 37); aber es schwebt offenbar diesmal ein ganz anderes Kunststück als das zu SZ 10 angedeutete vor, wenn sich jetzt das *vß einem holen hafen reden* unter der Hand in ein *durch ein (holen) hafen* oder *durch hole hafen reden* oder *liegen* (v. 31. 59. 65) verwandelt. Das hat Heyne DWb 4, II, 123 irregeführt. Wir sehen Murners spielende Phantasie am Werk, und sie schweift abermals in eine ganz andere Sphäre, wenn er dazwischen plötzlich über den *hafen* 301 witzelt (v. 33). Der Vorspruch des Kapitels setzt unter Anleitung des aus Brant NS 41 (*Mit achten vff all red*) entlehnten Holz-

— XXXIV —

schnitts das Vielreden und Nichthalten gleich dem Läuten einer Glocke mit einem Fuchsschwanz an Stelle des Klöpfels: also wieder eine andere Gaukelei.

Daß hier und NB 36, faute de mieux, die Holzschnitte aus dem NS genommen wurden, als die Kapitel in der Hauptsache schon fertig waren, hat Spanier PBB 18, 41 ganz richtig gesehen. Auch mit NB 68 Den dref rütlen das er stindt¹⁾ wird es nicht anders stehen. Das Bild ist nur zu v. 15f. gewählt. Aber Spanier stellt PBB 18, 40 (= Murners Deutsche Schriften 2, 48) und zu SZ 10 die ganze Entwicklung auf den Kopf. Mir scheint es ein für Murner typischer Verlauf, daß ihm zu glücklicher Stunde ein packender Ausdruck kommt — schelmen zunfft, fatzen rein, im grind lusen, vñ einem holen hafen reden, Gret Müllerin jarzt, im geist gon bilden — und daß er nach einiger Zeit unter allerhand Aus- und Umdeutungen daraus ein Kapitel oder auch wohl ein Buch macht²⁾. So sehr Spanier recht hat, daß die Anfänge der NB, vor die der SZ fallen, so wenig ist das sehr komplizierte Verhältnis der beiden Dichtungen zueinander und zur BF durch ihn endgültig geklärt. Ich bin geneigt, die ganze Folge der Kapitel NB 73—91, von der 75, 79, 80, 81, 82, 83, 86, 87, 88, 89, 90 und 91 eigene, nicht aus dem NS entlehnte Holzschnitte haben, zum jüngsten Bestand der Dichtung zu rechnen³⁾.

¹⁾ Zur Redensart vgl. VK bij (10, 30ff.): Des keisers sach soll ir nit ritten, Ir möchtents mûß sunst gar verschitten: Sye stindt ye mer, ye mer mans ritt.

²⁾ VK diijjb heißt es: Es möcht noch manchen nemen wunder, Wie der geist also gar bſunder Die Barfuß jm lodi bſolden sein Und in fo wol vñ rüfft den wein. Das bedeutet hier nichts anderes als „für sie Reklame macht“ — ironisch gemeint. Vgl. NB 36. 21, 59. Aber SZ 3 ist Den weyn auf rieffen geradezu „verleumden“. Ähnlich dann bei Fischart, Bienenkorb 87a, der von Murner abhängig sein kann.

³⁾ Der Abschluß der NB wäre nach dem 8. April 1512 anzusetzen, wenn v. Liebenau (S. 71f.) recht hätte, NB 31, 52ff. auf den Murner betreffenden Briefwechsel des Rats der Stadt Frankfurt mit dem Ordensprovinzial Dr. Hoffmann zu beziehen. Aber die Beziehung scheint mir unsicher, und

— XXXV —

Auf den Prozentsatz der Dreireime, den Spanier PBB 18, 62 ff. und andere nach ihm für die relative Chronologie der Murnerschen Dichtungen verwertet haben, vermag ich speziell für unsere Frage, erhebliches Gewicht nicht zu legen. Gewiß: Murner hat sich den Dreireim erst allmählich erobert. Wenn sich (nach Spaniers Zählungen) unter den 4600 Versen der Vier Ketzer nur 14 Dreireime finden, die SZ aber $1\frac{1}{2}\%$ (nach Bebermeyer 3 %), die NB etwa 2 % (nach Bebermeyer 4,2 %), die BF $4\frac{1}{3}\%$ (nach Bebermeyer sogar 9,6 %) zeigt und die Ziffer dann weiter bis zu 5 % (bzw. 10,3 %) steigt, so kann den Wert dieser Statistik niemand verkennen. Aber wer sagt uns, ob nicht Murner in der ersten Freude über die erlangte Reimfertigkeit gleich auf die $4\frac{1}{3}\%$ der BF sprang, um dann auf die 2 % der NB und die $1\frac{1}{2}\%$ der SZ zurückzugehen? Daß aus einzelnen Kapiteln keine positiven Schlüsse gezogen werden dürfen, weil hier dem Zufall ein zu großer Spielraum bleibt, hat Spanier in den Aufsätzen zur Sprach- und Literaturgeschichte, Festschrift für W. Braune, S. 263 ff., mit Recht bemerkt. Aber die starken Abweichungen in den einzelnen Kapiteln der BF zeigen doch negativ, daß man auch Stetigkeit im Gebrauch des Dreireims nicht erwarten darf. Es hat das fünfte Kapitel bei 72 Versen 8 Dreireime, das sechste bei der gleichen Verszahl nur 2, das achte wieder 6, das neunte nur 2 usw. In den Kapiteln des zweiten Teils ist die Zahl der Dreireime verhältnismäßig gering, was vielleicht mit der raschen Entstehung zusammenhängt: Kap. 26 (67 Verse): 1, 27 (75): 1, 28 (76): 2, 29 (83): 1, 30 (70): 1, 31 (73): 3, 32 (86): 4, 33 (73): 1, 34 (121): 4, im ganzen etwas über $2\frac{1}{2}\%$.

Wer die Entwicklung von Murners Technik untersuchen will, muß mit feineren Methoden arbeiten und andere Mo-

ich vermag keine auch noch so verschleierte Ablehnung Murners aus dem Brief herauszulesen. Nach Spanier ZfdPh 26, 374 würde NB 31 wenigstens nach September oder Oktober 1511 fallen. Für die BF ergibt sich daraus kaum etwas.

— XXXVI —

mente mit heranziehen, die das Bild ändern. Ich habe den Eindruck, daß die BF mit verhältnismäßig wenigen und stereotypen Reimen arbeitet, während NB und SZ schon reimreicher sind, in noch höherem Maße die späteren Dichtungen. Auch Reimbrechung und Enjambement verdienen wohl eine Untersuchung, für die aber syntaktische Beobachtungen erst eine sichere Basis zu schaffen haben. Daß die BF arm ist an sprichwörtlichen Redensarten, ist auch anderen Beobachtern aufgefallen: sie stellt sich in dieser Beziehung durchaus zu den VK und gegen die mit NB und SZ beginnende Reihe. Aber das hat vielleicht auch andere, innere Gründe. —

Der Widerspruch zwischen den Schlüssen, die wir aus dem eigentümlichen Druckbilde der Grüningerischen Ausgabe von 1514 und denen, die wir aus der Dichtung selbst zogen, bleibt unbequem. Er würde sich beseitigen lassen durch die etwas umständliche Hypothese, daß Murner das Manuskript seiner Dichtung, auch des zweiten Teils, noch von Frankfurt nach Straßburg sandte, und daß Grüninger den Druck ohne das Kap. 35 schon 1512 oder 1513 abschloß, ihn aber, sei es nur in wenigen uns restlos verlorenen Exemplaren, sei es, zunächst überhaupt nicht in den Handel brachte, so daß Murner sich bewogen fühlte, bei seiner Übersiedlung nach Straßburg eine neue Titelaufage zu veranlassen, und daß bei dieser dann Bogen P vom Drucker kassiert und durch einen Neudruck ersetzt wurde, auf dem bei Anfügung des neuen Straßburger Kapitels zugleich das bisherige, unter dem Druck der vis inertiae an der alten Stelle belassene Datum in „1514“ abgeändert wurde. Man mag das immerhin eine vage Vermutung, ja einen bloßen Notbehelf nennen; es gibt schließlich auch noch andre Möglichkeiten, und wir kommen zu keinem ganz glatten Resultat: aber mit einer Verzögerung in der Ausgabe der BF dürfen wir in der Tat rechnen. Denn wenn Murner sich GM 5300ff. darüber beklagt, daß seine „ernstlichen“ Bücher *so langsam vß hin gan* und daß die Drucker sie „liegen lassen“,

— XXXVII —

weil sie sich von ihnen zu wenig Gewinn versprechen, und wenn er dort erwähnt, daß seine deutschen Bücher „auch daneben“ lateinisch „gedichtet“ seien, was er seinen Lesern gern zeigen wolle, so denkt er doch ohne Zweifel in erster Linie an die mit lateinischen Randglossen versehene BF.

Der erste Teil.

Daß der erste Teil der BF in die Frankfurter Zeit fällt, bedarf, wenn dies für den zweiten gilt, keines weiteren Beweises. Es läßt sich aber auch ohnedies wahrscheinlich machen.

Über das Verhältnis zwischen NB 45: *In dem grind Iusen* und BF 10 will ich mich kurz fassen. Die Parallelen sind im Kommentar zu BF 10, 30 und 53ff. angegeben. Wäre das Kapitel *In dem grind Iusen*, auf das nach Ott, Über Murners Verhältnis zu Geiler, S. 41, Geilers *Navicula fatuorum* 21, 4 eingewirkt hat, schon fertig gewesen, als der erste Teil der BF entstand, so hätte man wohl einen Einfluß auf eines der Kapitel *Das haupt waschen* (BF 13), *Das haupt scheren* (BF 14) oder *Das har strelen* (BF 16) zu erwarten. Der Holzschnitt in der NB, der aus NS 51 stammt und Simson im Schoß der Delila zeigt, kann als Scheren des Hauptes gelten, und NB 45, 58 heißt es: *der strel nun (nur) oben über gadt*. In der BF sind die ironischen Ausfälle gegen die allzu zaghaften Prediger und Eltern mit dem gleichen Beispiel des Vaters Heli an das Bild *Den lib riben angeknüpft*, und nur ganz beiläufig fällt die die Allegorie störende Bemerkung: *Ich Ius im oben ab im gründt*. Mir scheint, die sprichwörtliche Wendung ist auch hier wieder Murner noch rein zufällig in die Feder gekommen; er ergänzt den ursprünglichen Sinn, der doch offenbar ist „jemanden an einer kranken und unsaubern Stelle berühren“, zwanglos durch den Nebengedanken des Nurobenhinberührrens, und er übernimmt die ihm eigen-

— XXXVIII —

tümliche neue Gesamtvorstellung für das in bewußter Anlehnung an die BF ausgestaltete Kapitel der NB.

Ebenso kann ich mir nicht gut denken, daß sich Murner solche in den Gedankenkreis der BF hineingehörigen Bilder und Redensarten wie *Mit drey rein weshen, das lürlis bad, das findet mit dem bad vßschitten* (mit eignem Bild) in der BF hätte entgehen lassen, wenn die Kap. NB 57, 62, 81 schon fertig gewesen wären, während umgekehrt ein Nachwirken der BF ganz begreiflich ist.

Suchen wir nun die Entstehungszeit der BF noch etwas genauer zu bestimmen! Das den ersten Teil abschließende 25. Kap. *Wol leben* mit seiner Polemik gegen Mohammedaner und namentlich Juden, steht in einem deutlich erkennbaren Zusammenhang mit Murners beiden vor der SZ, d. h. zu Anfang des Jahres 1512 (s. Sondheim, Die ältesten Frankfurter Drucke, Frankfurt 1885, S. 5f., Spanier PBB 18, 69) bei seinem Bruder Beat gedruckten Schriften über die Osterfeier und die Gebete der Juden. Es ist vermutlich jünger, aber schwerlich erheblich. Denn Murner war nicht der Mann, frisch erworbene Kenntnisse schimmeln zu lassen. Fällt der zweite Teil der BF vor die SZ, so muß er also mitsamt dem Kapitel *Wol leben* zwischen die Entstehung der Judenbücher, die man noch 1511 ansetzen kann, da Entstehung und Druck hier nicht weit voneinander liegen werden, und die Entstehung der SZ eingeschoben werden; man würde damit spätestens in die erste Hälfte des Jahres 1512 kommen. Das würde sich mit unserer Annahme einer raschen Entstehung des zweiten Teils recht wohl vertragen. Mehr Bedenken könnte es erregen, daß wir auch noch große Partien der NB in diesen Zeitraum zu verlegen gezwungen sind. Aber wenn einmal die Umrisse einer Dichtung feststanden, ging es gewiß mit Murners Produktion sehr schnell: *Rymen machen würdt nit für Eym der das selb hat von natur* (GM 5319).

Der erste Teil, abgesehen von Kap. 25, wird älter sein als die Judenbücher. Er fällt, wie schon kurz berührt, durch

— XXXIX —

die gleiche Länge der Kapitel und die damit zusammenhängende, Druckeinrichtung auf, die doch nun auch noch ihre Erklärung fordert. Unmittelbar vergleichbar sind Anlage und Druckeinrichtung der Frankfurter SZ; nur daß im Erstdruck der SZ die sechs ersten Verse und das Bild stets auf der rechten Druckseite, der Vorderseite des Blattes, stehen, der weitere Text, noch 40 Verse, jedesmal auf der Rückseite folgt. Die Straßburger „Mühle von Schwindelshiem“ (MS) von 1515 vergleicht sich mehr dem zweiten Teil der BF, da die Kapitel von ungleicher Länge sind; sie ist aber darin freier, daß Vorspruch und Bild bald auf der rechten, bald auf der linken Druckseite angebracht sind; auch haben die Bilder verschiedenes Format. Auch die Basler „Geuchmatt“ (GM) von 1519 hat noch eine ähnliche, aber noch freiere Einrichtung, während in der NB, wo ja schon die Bilder aus dem „Narrenschiff“ und die eigenen Bilder verschiedenes Format haben, nur darauf Bedacht genommen ist, von Bild zu Bild das Papier auszunutzen.

Wir sehen also, wie ein in der BF I und SZ starrer Typus allmählich erweicht wird. Ich suche die Erklärung darin, daß ich vermute, daß es vor der Buchausgabe von BF und SZ Ausgaben in Einblattdrucken gegeben hat, und möchte das mit dem Umstand in Verbindung bringen, daß Murner über BF und SZ predigte. Von der SZ ist es bezeugt; von der BF darf man es annehmen. Wenn der Straßburger Titel angibt, sie sei gelert vnd vngelerten nutzlich zu bredigen, so wird das Murner selbst erprobt haben. Ich denke mir also, daß Murner in Frankfurt eine Reihe von Predigten hielt, in denen er die Themata des Hauptteils der BF der Reihe nach erörterte, und daß er vor oder nach jeder Predigt ein Blatt verkaufen ließ, das den Inhalt der Predigt in Bild und Reimen noch einmal nachdrücklich zu Gemüte führte.

Die verhängnisvolle Rheinfahrt wird man wohl am besten mit Murners Übersiedlung nach Frankfurt in Verbindung setzen, da nicht anzunehmen ist, daß er in der Frankfurter Zeit Ge-

— XL —

legenheit fand, zwischen der Mainstadt und dem Oberrhein hin und her zu reisen¹⁾). Am 3. März 1510 war Murner noch Guardian in Speyer (v. Liebenau, Der Franziskaner Dr. Thomas Murner, S. 66), Mitte September 1510 hatte er bereits längere Zeit in Frankfurt gelebt und war durch seine seelsorgerische Tätigkeit in den Handel mit dem Bürger Hans Mey verwickelt worden (s. darüber Spanier ZfdPh 26, 370 ff.). Ostern, das im Jahre 1510 auf den 31. März fiel, hat er gewiß noch in Speyer gefeiert: er dürfte also, da die Übersiedlung offenbar in die kalte Jahreszeit fiel, Winter 1510/11 — spätestens gegen Ausgang, frühestens im Anfang dieses Winters — nach Frankfurt gekommen sein; die Badekur wird ins Frühjahr 1511 fallen.

Ich möchte demnach vermuten, daß die BF spätestens im Winter 1511/12 begonnen wurde. Die Predigten über NB und SZ möchte ich in die Fastenzeit 1511, die über die BF in die Fastenzeit 1512 verlegen.

Daß eine lateinische Niederschrift der BF oder auch nur ihres ersten Teils der deutschen vorausging, bezweifle ich. Murner gibt uns zwar an einer schon zitierten Stelle (GM 5300) die Versicherung:

Kein deutsch büch̄ nie gedichtet was
Von mir in allem mynen leben,
Ich dicht̄ latinisch ouch daneben.
Ich wil dirs zeigen, kum zu mir,
Und wil dir sy all tragen für.

Aber „dichten“ meint gewiß „konzipieren“, und ich glaube nicht, daß die folgenden Worte auf abgerundete lateinische Dichtungen gehen:

Das sy so langsam ußhin gan,
Do findet die drucker schuldig dran:
Die drucken als die gencheryen
Und lond myn ernstlich bücher lygen.

sy meint die „auch daneben“ lateinisch „gedichteten“ deut-

¹⁾ Die Angelegenheit des Hans Mey wurde anscheinend nur brieflich behandelt.

— XLI —

schen Werke, und ein solches ist die BF insofern, als für den Aufbau jedes Kapitels die lateinische Glosse die konstruktive Grundlage abgibt. Auch für seine Predigten wird er diese lateinischen Notizen verwertet haben.

Die neue Ausgabe.

Von dem einzigen Originaldruck der BF (Straßburg, bei Joh. Grüninger, 1514, in Quart) sind auf reichsdeutschen Bibliotheken vier Exemplare vorhanden: in Berlin (Königliche Bibliothek = B), in München (= M), in Breslau und in Göttingen (= G), sie konnten, dank dem Entgegenkommen der Bibliotheksverwaltungen, von mir in Jena benutzt werden; das Berliner Exemplar konnte ich bei den Korrekturen kollationieren. Ein von Goedeke für Lübeck notiertes Exemplar wird von der Verwaltung der dortigen Stadtbibliothek als „nicht vorhanden“ bezeichnet; das für Wien angezeigte war mir nicht zugänglich.

In dem Göttinger Exemplar fehlen die Blätter 3 und 4. Im übrigen unterscheiden sich die von mir eingesehenen Exemplare nur in Kleinigkeiten, indem in den einzelnen Abzügen Buchstaben umgefallen oder schadhaft geworden, andererseits umgefallene oder schadhaft gewordene ersetzt sind. Ich habe das im Apparat notiert, kann aber für unbedingte Vollständigkeit meiner Angaben nicht einstehen, da ich nicht alle vier Exemplare zu gleicher Zeit benutzen und direkt miteinander vergleichen konnte. Soviel ich gesehen habe, stehen sich das Berliner und Breslauer Exemplar ganz nahe, weshalb die Sigle B beide deckt.

Ein Neudruck lag bisher nur in der Ausgabe Ernst Martins (Straßburg 1887) vor¹⁾, die nach dem defekten Göttinger Exemplar hergestellt ist, ohne daß der Herausgeber infolge der eigen-tümlichen Anlage der Originalausgabe auf den Defekt auf-

¹⁾ Vgl. dazu E. Matthias, ZfdPh 21, 498 ff.

— XLII —

merksam geworden wäre. Martins Ausgabe läßt außerdem die lateinischen Randglossen beiseite, die uns einen Einblick in die mittelalterliche Gelehrsamkeit Murners gewähren. Emil Fuchs hat das Verdienst, sie im Euphorion 26, 161 ff. mit einer auch die von mir aufgelösten Abkürzungen berücksichtigenden Genauigkeit abgedruckt und einer eingehenden Analyse unterzogen zu haben. Seine fleißige Arbeit hat das Verständnis von Murners Dichtung wesentlich gefördert¹⁾. Den Umfang von Murners Belesenheit überschätzt er freilich; vieles stammt gewiß aus zweiter Hand. Auch fällt die Ungenauigkeit von Murners Zitaten auf. In unserer Ausgabe mußten die Randglossen hinter den Text gesetzt werden; Anmerkungsziffern am Ende der Verse bezeichnen die Stellen, zu denen sie gehören²⁾.

Fortgeblieben sind die Hinweise auf besonders bemerkenswerte Stellen des Textes in Gestalt einer weisenden Hand, die sich im Originaldruck bei Vorr. 7; 19,60 (hier nach rechts gerichtet); 29, 22 am Rande auf der rechten, bei 6, 4 auf der linken Seite des Textes finden.

In der Kapitel- und Verszählung habe ich mich von der Ausgabe Martins möglichst wenig entfernen wollen und deshalb die Vorrede nicht mitgezählt, so daß also meine Kapitelzahlen mit denen Martins von Kap. 3 ab übereinstimmen. Ebenso habe ich Martins Durchzählung innerhalb der Kapitel beibehalten und nicht, was ich an sich für zweckmäßiger gehalten hätte und was Spanier in der NB tut, den Vorspruch vom Text der Kapitel abgesondert.

Ich habe es für richtig gehalten, im Text die alten mittelhochdeutschen Längen durchzuführen, auch wo der durch die Augsburgische und mitteldeutsche Drucksprache beeinflußte Druck die neuhighdeutschen Diphthonge bietet³⁾. Ich

¹⁾ Vgl. auch Euphorion 24, 741 ff., Franziskanische Studien 1922, S. 70ff.

²⁾ Glosse 220 ist der Druckfehler Exultabant für Exultabunt zu verbessern.

³⁾ 18, 69 ist versehentlich leiden für liden stehengeblieben.

— XLIII —

weiß zwar recht wohl, daß sich in Murners Originalbriefen ein paar ei für mhd. i finden¹⁾; mir ist auch nicht unbekannt, daß er altes i ein paarmal als ei reimt (s. zu 34, 99). Aber das sind so verschwindende Konzessionen an das vordringende Ostdeutsche, daß sie an der Tatsache, daß er nach Ausweis der überwältigenden Masse seiner Reime noch die alten Monophthonge sprach, nichts ändern²⁾. Den Grundsatz aber, ein Schriftwerk des 16. Jahrhunderts unter allen Umständen in dem Gewande wiederzugeben, in dem es auf seine Zeitgenossen wirkte, halte ich nicht für richtig, am wenigsten für eine Dichtung. Sie appelliert doch auch an das innere Ohr des Lesers, nicht bloß ans Auge. Der zeitgenössische Leser, wenigstens der westdeutsche, setzte leicht ein bleiben in blichen um, las aber das Präteritum doch bleib mit Diphthong — für ihn hatten die neuen Zeichen lediglich konventionelle Bedeutung —; aber wird das auch der heutige Leser tun? wird er es immer richtig tun? Ich denke, wir sollten unsere Texte für den heutigen Leser einrichten, für den die Schallform einer Dichtung doch mindestens ebenso wichtig ist wie die Orthographie.

Andererseits habe ich keine phonetische Schreibung angestrebt und mich nicht unnötigerweise von der Überlieferung entfernen wollen. Ich habe also ruhig etwa einzelne ü neben ü stehen lassen und die vielen Schwankungen der Orthographie etwa zwischen lüt und lit usw. und selbst ein paar Velleitäten mitgemacht, in der Annahme, daß sich hier der heutige Leser leicht zurechtfinden werde. Ich zweifle auch, daß Murner in seiner Aussprache ganz konsequent war und daß wir sie

¹⁾ Wenn Murner (ZfdPh 26, 371) den Frankfurter Rat als Edenn, vestenn, erfamenn, weyßen, lieben hetten apostrophiert, folgt er dem Brauch der Kanzlei. Nachher heißt es wiſheȳt. Derselbe Fall im zweiten Formelbuch der Schneeberger Handschrift 32, 4 (bei Burdach Vom Mittelalter zur Reformation 5, Texte S. 47).

²⁾ Zweifelhaft kann man allenfalls sein, ob nicht Murner die Konjunktivform sei neben si, sig zuließ, da sie Fischart hat: die Reime sprechen dagegen, und ein vereinzeltes sey im Brief beweist nicht viel.

— XLIV —

in jedem einzelnen Fall ganz sicher feststellen können: einige Bemerkungen darüber stehen im Kommentar. Die Sprache des Druckers von der des Dichters säuberlich zu trennen, ist ein philologisches Experiment, das gewiß einmal gemacht werden muß, dessen Durchführung aber die Brauchbarkeit der Ausgabe geschädigt hätte. Um auch denjenigen, denen die Orthographie des Originaldrucks als geschichtliches Dokument besonders am Herzen liegt, gerecht zu werden, habe ich in weitgehender Pedanterie in jedem Fall die überlieferte Schreibung unter dem Text gebucht. Auch die aus metrischen Gründen oder Gründen des Sinnes vorgenommenen Veränderungen lassen sich auf diese Weise sofort erkennen¹⁾.

Nur als Ansatz zu einer kritischen Ausgabe möchte ich die vorliegende Ausgabe gewertet wissen. Für eine allen Ansprüchen genügende Leistung fehlen noch die Vorarbeiten, insbesondere auch auf metrischem Gebiet. Die Beobachtungen von Popp reichen in keiner Weise aus. Dringendes Erfordernis scheint mir eine Untersuchung über das Stehen und Fehlen der Eingangssenkung bei Murner, für die sich immerhin gewisse Regeln aufstellen lassen, analog denen, die ich zu 3, 33 für die Kadenz festgelegt habe. Erst so würden wir für die Textgestaltung die nötige Sicherheit gewinnen. Ich habe eine Untersuchung zwar angefangen, aber nicht abgeschlossen. Alles in allem wollte ich der Überlieferung gegenüber, eine so unsichere Grundlage sie bietet, lieber zu konservativ als zu radikal sein.

Herr Kollege Wesle hat die Freundlichkeit gehabt, vom Text eine Korrektur mitzulesen. Für Kommentar und Einleitung habe ich gelegentlich die Kollegen Goetz, Schultz-Gora, Staerk und Weinel bemühen dürfen.

Jena, den 22. Mai 1927.

1) 18, 40 ist durch ein Versehen bei der Korrektur, wie der aufmerksame Leser aus dem Kommentar ersieht, unter dem Text das Wort *Heimat* ausgefallen.
